

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: [21]

Artikel: Der Heilige
Autor: Viebig, Klara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575340>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

licher Engel, die teils Lieder sangen, teils Gaben spendeten, schloß sich ihm an. Darauf folgte der Heilige selber, im bischöflichen Ornat, mit Mitra und Krummstab hoch zu Ross. Ein buntes Gefolge umgab ihn, Laternenträger in grellen Kostümen, buntschekige Gefellen und Poffenreißer, die sog. Samichlausgeiggl, welche die Menge neckten. Auch der Schmutzli mit dem Samichlausefel fehlte nicht, eine drollige, von den Buben beständig umdrohte Gestalt. Diesem bunten Zuge schloß sich die hl. Familie an, begleitet von den hl. drei Königen und ihrem

Gefolge, — so daß der ganze Zug oft über 100 Personen zählte. Mittag 12 Uhr setzte sich derselbe in Bewegung, durchschritt die Straßen des Hauptortes, besuchte näher gelegene Dörfer und kehrte abends nach Stans zurück. Ein gemeinsames Mahl schloß gewöhnlich die Feier des Tages, wobei eine Sammlung zu gunsten eines gemeinnützigen Zweckes veranstaltet wurde. So im Jahre 1857, wo der letzte in Stans abgehaltene „Samichlausumzug“ eine ansehnliche Summe für die katholische Rettungsanstalt Sonnenberg abwarf.

Der erste weibliche Privatdozent an einer europäischen Hochschule:

Dr. phil. Anna Tumarkin.

Mit Abbildung.

Unsere Illustration zeigt das Bildnis von Fräulein Dr. Anna Tumarkin, einer geborenen Russin, welche in den letzten Ottobertagen ihre Antrittsvorlesung als Privatdozent an der Universität Bern hielt. Die junge Dame — sie zählt erst 23 Jahre — nimmt unter allen ihres Geschlechtes eine Sonderstellung ein, sie ist der erste weibliche Privatdozent an einer europäischen Hochschule. Ihr Studiengang ist in Kürze folgender: Am 16. Februar 1875 in einem kleinen Orte Westrußlands geboren, kam sie bald darauf nach Rischeneff, wo sie auch ihren ersten Unterricht, zunächst zu Hause, dann vom Jahre 1885 an am dortigen Mädchengymnasium genoß. Nachdem sie dasselbe absolviert (1891) und im nächsten Jahr auch das Lehrerinnenzeugnis erlangt hatte, bezog sie die Berner-Universität, wo die Philosophie (Prof. Stein), die neuere deutsche Literatur und Sprache (Prof. Hirzel und Prof. Singer) und die Geschichte (Prof. Wöcker) ihre Hauptfächer waren. Außerdem trieb sie Französisch (Prof. Michaud), Englisch (Prof. Müller-Hef) und Latein (Prof. Haag). Im Juli 1895 promovierte sie mit der Dissertation „Herder und Kant“.

Gleich nach der Promotion ging sie nach Berlin, woselbst sie ihre Studien theils an der Universität, theils privatim bis zum Juli 1898 fortsetzte und sich darauf in Bern als Privatdozent habilitierte.

Am meisten förderten sie dabei die Herren Professoren Erich Schmidt und Wilhelm Dilthey, an deren Seminarübungen

sie teilnahm, und die ihr auch sonst bei ihren Arbeiten das lebhafteste Interesse bezeugten. Auf Prof. Dilthey's Rat hin versuchte sie durch Beleuchtung von Grillparzer's, Ludwig's und Hebbels ästhetischen Theorien einen Beitrag zur Poetik des 19. Jahrhunderts zu liefern, eine Arbeit, welche wegen der dazu nötigen umfangreichen Studien noch nicht zu Ende gediehen ist. Eine andere ästhetische Arbeit, ihre Habilitationschrift: „Das Associationsprinzip in der Geschichte der Aesthetik“, erscheint im „Archiv für Geschichte der Philosophie“ und ist ebenfalls auf eine Anregung von Prof. Dilthey hin entstanden.

Von den Arbeiten, die sie unter Prof. Schmidt's Leitung ausführte, ist die eine: „Zur Charakteristik Justinus Kerners“ in den „Preussischen Jahrbüchern“ Juli 1898 erschienen; die andere, „Goethe über das Wesen des Dramas“, ihr Thema zur Antrittsvorlesung, ist noch nicht gedruckt.

Außer den Vorlesungen von Prof. Schmidt und Prof. Dilthey hörte sie auch die Herren Stumpf, Paulsen, Simmel, Brandl, Geiger und Meyer. Zugleich suchte sie durch Studien in den Berliner Museen und Galerien ihr Kunstverständnis zu fördern.

Vor allem aber konzentrierte sich ihr Studium auf das Gebiet der Aesthetik, des Faches, das vor allen anderen im Mittelpunkt ihres Interesses steht und dem sie auch ihre weitere Thätigkeit widmen möchte.



Anna Tumarkin. Phot. Bölgner, Bern.

Der Heilige.

Skizze von Klara Diebig, Berlin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Flatterschnee ist auf den gefrorenen See gefallen, Wind hat darüber hingefegt und lange Streifen ins Weiß gerissen; blank schimmert das bloßgelegte Eis in bläulicher Stahlfarbe.

Hinterm Weidengebüsch steht der Mond und leuchtet, dunkelgelb, rund und glanzvoll; seine Strahlen gleiten am Rand des Sees hin und fingern und tasten.

Im Dorf schlägt ein Hund an, im Nachbarhof fängt ein zweiter den Laut auf, ein dritter antwortet, ein vierter — aus den Hundehütten kommen sie wütend gefahren, schütteln das struppige Fell, stemmen die Vorderbeine steif und heulen auf zur runden gelben Scheibe.

Die Häuser und Scheunen sind wie aus Pappe geschnitten, und zeichnen sich scharf ab vom silbernen Grund; der Kirchturm hebt sich klar bis in die äußerste Spitze.

Langsam verglimmt Licht nach Licht im Dorf, — Glühwürmchen in der Winternacht — nur oben am See in der Pfarrei ist noch Lampenschein. Er fällt durchs Studierzimmerfenster auf die gefrorene Straße und gleitet mit den Mondstrahlen hinunter zum Seerand. Zitternd spinnen sie sich weiter und weiter hinaus auf den See und zittern scheu wieder zurück; noch erreichen sie die Mitte nicht.

Jetzt schweigen die Hunde, eine Wolke ist über den

Mond gezogen; noch einmal kurz kläffend schleichen sie in ihre Hütten zurück. Der Mond kommt wieder vor, steht sich überall um und leuchtet. Es ist sehr hell. Sehr still. — — — — —

Der Pfarrer saß einsam bei der Bibel; er las, den dunklen Kopf in die Hand gestützt, das hagere Gesicht tief geneigt. Kühn sprang die Nase vor und die Mundwinkel waren eingeknickt, ein Zug tiefer Abspannung zog sie herunter. Kirchenvisitation, Schuleramen — heute, gestern. Erst heut' nach dem Mittagessen waren die Herrn in der rumpligen Pfarrkutsche zur nächsten Eisenbahnstation gefahren. Es waren unendlich ermüdende Tage gewesen, wenn die alte Prägen auch gut gekocht und der Pfarrer selbst viel Lobsprüche eingeheimst hatte.

„Sie sind ein Mann, wie die evangelische Kirche deren mehr benötigt,“ hatte der wohlwollende Vorgesetzte gesagt. „Gott sei's geklagt, wenige Ihresgleichen, wenig positives Christentum!“ Und dann in anderem Ton: „Sagen Sie mal, lieber Amtsbruder, warum heiraten Sie nicht? Sie haben es sehr einsam hier.“

„Herr Superintendent, ich habe begründete Ursache, mich nicht für gesund zu halten. Meine Eltern und meine Geschwister sind an der Schwindsucht gestorben. Ich würde es für Sünde halten, zu heiraten, den Krankheitskeim weiterzupflanzen.“

„Also nicht heiraten — hm, hm!“

„Nein. Ich darf nicht. Gott hat es mir verboten.“ Dabei hatte Martin Eisner gehüstelt und die Rippen zusammengekniffen.

„Sie entsagen also, lieber Amtsbruder, Gott und sich selbst zur Ehre!“ In bewunderndem Ton sprach's der Vorgesetzte und streifte dann mit behaglichem Schmunzeln die eigne stattliche Fülle. Ihm hatte Gott nicht verboten, zu heiraten; er dachte an seine stramme Frau, die ihn jedes Jahr mit einem strammen Kind beschenkte — sie waren beide gesund, ihn hinderte nichts daran, sich von der lieben Frau Superintendentin demnächst wieder beschenken zu lassen. In der rumpligen Kutsche hatte er zum Schulrat gesprochen: „Vorzüglicher junger Mann, ein Mann der Pflicht und des Glaubens — werden für Carrière sorgen, meinen Sie nicht auch, Verehrtester?“

Der Schulrat hatte mit einem undefinierbaren Laut geantwortet; er verbaute soeben.

An das Lob des Vorgesetzten dachte der junge Pastor, als er in der Offenbarung Johannis las:

„Wer fromm ist, der sei fernerhin fromm,
Und wer heilig ist, der sei fernerhin heilig.

Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir!“

Er las nicht weiter. Mitten in seiner Abspannung fühlte er eine stolze Freude; seine schmale Brust hob sich unter tiefem Atemzug — er hatte ihnen imponiert! Ja, er hatte sich brav gehalten, fromm und heilig!

Er sprang auf, es duldete ihn nicht länger auf dem Stuhl, mit gefalteten Händen trat er ans Fenster. Draußen blendender Glanz. Seine tiefliegenden, düsteren Augen öffneten sich weiter als sonst, er starrte und starrte.

Nebenan in der Kammer warf sich die alte Prägen in ihrem Bett, seufzte und krächzte — er hörte nichts. Fromm — heilig — — — — !

Seine Blicke folgten den Mondstrahlen über die tiefen Geleise der Fahrstraße hinüber zur Mauer von Barthel Barnewigens Gehöft — drei Jahre waren's her, da hatte er Barthels Stieffchwester eingeseget. Sie war zwanzig Jahre jünger als der Bauer und so lieblich, wie der Knotig war. Barthels Naëmi hatte blonde Haare und verwunderte blaue Augen, sie saß in der Konfirmandenstunde zwischen den andern Dorfmadchen; die hatten alle Gesichter, die einander glichen, bräunlich-flache mit Stumpfnasen, ihres blühte darunter wie eine rostige Blume. Sauber und fein saß sie auf der hintersten Bank, da saßen die Großen; die verwunderten Augen hielt sie unverwandt auf den geistlichen Herrn gerichtet, von der weißen Kalkwand hob sich ihr glänzendes Haar ab. Die andern sagten alle, sie wäre hochmütig und neckten sie; sie hielt sich besonders.

Des jungen Pastors Hand nahm die ihre länger und länger beim Kommen und Gehen, seine Finger zitterten, als sie bei der Einsegnung die reine Mädchenstirn berührten. Er hörte Sonntags ihre helle Stimme oben auf dem Orgelchor vor allen heraus; nachts lag er wach im Bett und überlegte, daß er sie, war sie nur erst ein wenig älter, als Köchin nehmen würde. Die alte Wirtschaftlerin krächzte und hustete viel bei Nacht, es störte ihn; das würde ein ander Ding sein, wenn der junge blühende Leib von Barthels Naëmi drüben in der knackenden Bettstatt ruhte. Eine Lust überkam ihn, eine Lust ohnegleichen; das Wasser trat ihm auf die Stirn, er kniff die Augen zu. Immer sah er Naëmis blonde Zöpfe, ihr frisches Gesicht — sie würde eine schmucke Pfarrköchin abgeben. Es ließ ihm keine Ruh'.

Ein paar Tage später war er hinüber gegangen in Barthel Barnewigens Haus; da schnürte Naëmi eben ihr Bündel. Sie war nicht immer eins mit dem Bruder und der Schwägerin, darum wollte sie in die Stadt in Dienst. Sie lächelte und knixte vor dem Herrn Pastor — sie wußte ganz genau, daß sie einen Stein bei dem im Brett hatte und that sich darauf was zu gute — er lächelte auch. Sie flüsterte ein schüchternes Lebewohl, er haspelte einen frommen Segenspruch herunter. Sie lächelte wieder und küßte dankend seine Hand — dann ging er schnell, die Rippen noch fester zusammengekniffen als gewöhnlich. Er hätte weinen mögen vor einer großen Enttäuschung, einer heimlichen Wut; das Pfarrhaus so öd, das Hüfteln der alten Prägen widerlich! Ein Wort

hätte es ihn gekostet, nur ein Wort! Aber er hatte das Wort nicht ausgesprochen — sie war gegangen.

Wie hatte er die Anfechtung überwunden! Fromm — heilig — heilig — fromm! — „Ah!“ — — —

Auf der ruhig mondbeglänzten Straße kein Tritt, — nichts, niemand — warum fuhr der Einsame am Fenster zusammen? Hatte er laut gesprochen? Fromm — heilig — klang's nach. Scheu sah er sich im Zimmer um. Die Lampe unterm grünen Schirm leuchtete nicht in alle Ecken, es war dunkel hier innen gegen die blendende Helle draußen.

Der leidende Christuskopf über dem Schreibtisch schimmerte wie ein dunkler Fleck auf weißem Grund; der Einrahmer hatte viel leeren Karton gelassen zwischen Rahmen und Bild.

Gisner sah hinauf — er konnte die Dornenkrone, den schmerzlich verzogenen Mund nicht erkennen, aber ihm war plötzlich, als öffneten sich die geschlossenen Augenlider. Von der Wand herab grüßte ihn der Blick des Heilands mit dem Brudergruß.

Gisner grüßte wieder: Ich leide, wie Du leidest, ich entsage wie Du — fromm — heilig — heilig — heilig! — — —

Er ging wieder ans Fenster, er drückte die Stirn an die Scheiben. Totenstille draußen und drinnen.

Mit erschreckendem Getöse setzte plötzlich die alte Standuhr im Winkel ein — zehn schwere Schläge — und ein dumpfes Surren hintennach. Das Zimmer hallte wieder.

Surr — rrrr — — — Pfarrköchin, Pfarrköchin — das frische, schöne Ding — rrrr — wo sie jetzt wohl sein mochte? Er mußte den Barnewitz doch mal nach ihr fragen, fragen, ob sie — — ob sie — —

„Nein!“ Mit einem Ruck hob er die Stirn vom Fensterglas, er reckte die hagere Gestalt in die Höhe und faltete die Hände: „Wer heilig ist, der sei auch fernerhin heilig!“

Halt! Drüben an Barthel Barnewitzens Hofmauer stand etwas! Magnetisch zog's seinen Blick an War's ein Schatten — ein Mensch? Gisner konnte plötzlich nichts klar mehr erkennen, eine jäh zu Kopf steigende Blutwelle trübte ihm das Auge.

Ein Frauenzimmer war's — ja, sicher! Eine mit schlapp hängenden Röcken und einem großen Tuch. Auch um den Kopf trug sie eins. Mitten auf der Fahrstraße blieb sie stehen, hob das Gesicht zum Mond — lange, unbeweglich — dann kam sie langsam, unschlüssig, Schritt für Schritt herüber zur Pfarrei.

So spät?!

Es rührte draußen an die Klingel, ganz zart, ganz schüchtern; die alte, verrostete Glocke gab einen wimmernden Ton. Nun klopfte es.

„Wer ist da?“ Einen Augenblick stand der Pastor hinter der geschlossenen Thür, sein Herz pochte, er wußte selbst nicht warum; er kannte doch keine Furcht.

Von außen keine Antwort; nur noch einmal schüchternes Pochen, und ängstliches Wimmern der Klingel.

Er schloß auf und hielt die grüne Lampe hoch — er hätte deren nicht bedurft, die Gestalt draußen war ganz von Mondlicht umflossen; er kannte sie nicht.

„Was wünschen Sie?“

Eine magere Hand schob das Kopftuch bei Seite. „Sie kennen mir nicht mehr, Herr Pastor? Ich bin's, Barthels Naëmi!“

„Du — Du?! —“ Er sagte nicht, daß sie näher treten sollte, seine Zunge stieß gegen die Zähne, dann lag sie wie gelähmt. Es stieg ihm heiß zu Kopf, die Hände wurden feuchtkalt. Es fuhr ihm durch den Sinn, es sumnte, surrte, wirrte: Pfarrköchin — so spät bei Nacht — so still, nur der Mond scheint — Pfarrköchin — was will sie denn? — So allein — so jung — — —

Mitten hinein sagte ihre Stimme mit dem Klage-laut eines verendenden Tieres: „Haben Sie Erbarmen, Herr Pastor! Ich kann nicht mehr. Sie sind immer so gutt gewesen. Sie wer'n mir nicht fortjagen, gelle nein?“

„Komm herein!“ Er schloß die Thür.

Sie standen sich im Hausflur gegenüber; nun sah er ihr Gesicht. Es überschauerte ihn — so nicht, so war das früher nicht! Traurig starrte es ihn an, nicht mehr hübsch, kaum mehr jung — krank, verbraucht. Ihre Augen blickten nicht mehr verwundert; ganz erloschen schauten sie drein, müde von all dem, was sie gesehen.

Er streckte abwehrend den Arm aus. Er war plötzlich ernüchtert.

„Herr Pastor,“ sagte sie und schluckte trocken hinter jedem Satz, „es is mer schlecht ergangen. Hat der Bruder Ihnen nichts erzählt?“

„Gar nichts. Was?“

Sie antwortete nicht, sie sah unverwandt zu Boden mit finster zusammengezogenen Brauen, und jetzt schrie sie auf, halblaut, aber voll heftiger Qual. Ihre ganze Gestalt bebte, sie haschte nach dem Zipfel seines langen schwarzen Rocks und drückte den an den Mund.

Sie wand sich: „Ich kann es nicht sagen — ich — ich — ich —“ Weiter kam sie nicht. Sie sah ihn nur an — was wird er sagen?

Er sprach kein Wort, sein Blick vermied den ihren und haftete regungslos drüben auf der kahlen Flurwand.

Sein Schweigen machte ihr Mut. „O Sie gutter, gutter Herr Pastor, Sie war'n mer ja immer so gutt! Ich hatt's dem Bruder geschrieben — er hat nich ge-antwort. Als se mir aus'm Klinik entließen, hab' ich

mer aufgemacht. Mein letztes Geld hab' ich for's Billet gezahlt, von der Eisenbahn her hat mich einer aufsitzen lassen; ich hab' gedacht: wenn er dir sieht, hat er eher ein Einsehen. Diesen Abend bin ich angekommen — spät — ich schäm' mer am Tage, ich bin so verrissen — der Barthel war allein zu Haus — — aber denn kam sie, un denn — sie machte eine drehende Handbewegung — „war's alle. Vor die Thür' geworfen haben sie mich.“

„Un jetzt, un jetzt“ — sie sah sich um mit einem verlorenen Blick, „wohin soll ich denn jetzt? Ich bin noch sehr schwach, ich hab' kein Geld — se wär'n mer alle auslachen, se lachen mer aus. Aber Sie, Herr Pastor — Sie sein so gutt — so — fromm! —“ Sie klammerte sich an seinen Rock, sie weinte stoßweise und unter ihren Thränen belauerte sie jeden wechselnden Zug seines Gesichts.

Er hatte sie angehört, ohne sich zu bewegen; seine Hände hingen schlaff herunter, seine Lippen waren fest geschlossen. Aber in der Seele tobten Wut und ein ohnmächtiger Grimm, der ihm die Kehle zuschnürte und ihn eiskalt machte. Er empfand keine Regung von Mitleid mit diesem zerbrochenen Weib; er dachte nur an das frische Mädchen mit den verwunderten Augen — und dafür hatte er sie gehen lassen, hatte er entsagt? Er kam sich vor wie bestohlen. Die Erbärmliche, die Leichtsinrige, die — zornige, donnernde, strafende Worte wollten ihm auf die Lippen, mit gewaltsamer Anstrengung hielt er sie zurück. Die Hände wollten sich zu Fäusten ballen, zu drohenden Fäusten, aber sie falteten sich aus Gewohnheit. Nicht also!

Und wie er die Finger sich ineinander schlingen fühlte, war auch die ganze Kraft der Heiligkeit da. Ohne den Blick von der Wand zu heben, sprach er: „Was willst du von mir?“

Sie wußte nicht, was sie aus dem Ton machen sollte — war Mitleid darin? Sie lauschte.

Seine Stimme tönte wie auf der Kanzel.

Sie weinte und winselte: „Helfen Sie mer, Herr Pastor! Reden Se mit dem Barthel, er wird mer nich verstoßen, er muß sich nur besinnen. Was Sie sagen, thut er schon. Morgen — gelle? Un die Nacht lassen Se mer in Ihrer Küche sitzen, Herr Pastor, gelle? Ich kann nich mehr weiter — keinen Schritt — ich bin zu schwach — se lachen mer aus — es is so kalt —“ ihre Zähne klapperten aufeinander — „Herr Pastor!“ Es schien, als wollte sie sich hinwerfen auf die Knie; er hinderte sie daran.

„Geh!“ Sein Ton blieb ruhig, nach wie vor. „Mach' hier keine Scene. Geh' schon — was stehst du denn noch?“

Sie sah ihn an, als habe sie nichts verstanden. „Die

Nacht — die Nacht — es is kalt — in der Küche — da auf der Treppe — lassen Sie mer nur da sitzen!“

„Geh' ins Dorf, du hast ja Bekannte. Klopff' die heraus, die lassen dich schon übernachten. Es thut mir leid, aber“ — er zögerte — „ich kann meiner Gemeinde kein Aergernis geben. Geh' zu denen!“

Sie schüttelte stumm verneinend den Kopf, ihre blassen Lippen schlossen sich zusammen und wurden wie versteinert.

Er zuckte die Achseln; er sah nur ihren Trotz, nicht ihre Verzweiflung.

Sie schwankte, ihr mattes Auge wurde glasig und wirr und unstät. Sie tastete nach der Thürklinke, sie drückte auf — sie fühlte bereits den Eishauch der Nacht, da drehte sie sich noch einmal um: „Schelten Sie mer lieber — schicken Se mer nich fort!“ Und dann mit plötzlicher Dreistigkeit: „Schimpfen Se doch! Herr Pastor, schimpfen Se! Sie haben doch früher geschimpft über so was, um Gotteswillen, schimpfen Se! Nur die Nacht lassen Sie mer da sitzen — ich weiß wohl, Sie sind wie heilig, un ich —.“ Sie ließ die Hand schlaff von der Klinke gleiten, der Kopf sank ihr auf die Brust: „Schimpfen Se!“

„Es kommt uns nicht zu, zu richten. Geh' ins Dorf. Morgen werde ich mit deinem Bruder sprechen — so — jetzt geh', geh' in Gottes Namen!“

Er schob sie über die Schwelle wie ein willenloses Etwas. Dann schloß er die Thür. Von ihr draußen kam kein Laut mehr. Er war allein.

Fröstelnd ging er ins Zimmer zurück. Er ließ sich am Tisch nieder, stemmte den Arm auf und starrte ins offne Buch. Hier war er stehen geblieben.

„Wer heilig ist, der sei auch fernerhin heilig.

Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir!“

Seine Hände falteten sich über dem Buch, mit einem Stöhnen neigte er die Stirn auf die Tischkante. Sein Kopf war glühend, seine Schläfen hämmerten. Tiefer sank seine Gestalt, immer tiefer, rutschte vom Stuhl und sank in die Kniee. Der dunkle Kopf war vom Lampenlicht beschienen, frühgraue Fäden zogen sich durch das stumpfe Braun; der grüne Schirm warf krankhafte Reflexe auf die ineinander gekrampften Hände mit den geschwellenen blauen Adern.

Er betete:

„Herr! Das erste Mal habe ich sie gehen lassen, ein Wort hätte sie zurückgehalten. Ich habe es nicht gesprochen. Und wiederum habe ich heute kein Wort gesprochen, kein Wort des Vorwurfs, des gerechten Zorns. Ich habe sie gehen lassen in Frieden. Ich habe mich überwunden in Liebe wie in Zorn, ich habe mich überwunden heute wie damals. Herr, ist's so recht? Wann kommst du mit deinem Lohn? — Herr, Herr!“

Er betete lange. .

— — „Siehe, ich komme bald!“ — — —

Ein Säuseln ging durchs Gemach, ein kalter Hauch wehte von der Thür her und blies ihm ins Genick. Er erhob sich — da — klirrend sprang das Fenster auf, ein mächtiger Windstoß drückte dagegen. Die Flamme der Lampe schlug zum Cylinder heraus, dann verlöschte sie. Blendende Mondhelle erfüllte auch das Zimmer.

Und im bläulichen Zauberlicht öffnete der leidende Christus die Augen; der leere Rand des Kartons war nicht mehr weiß — nein, Flecken waren darauf, länglich wie fließende Thränen, dunkel wie geronnenes Blut! Und immer tropften neue nieder von der Dornenkrone.

Die Uhr schlug — elf Schläge — furr — rrrr.

Plötzlich tönt draußen ein lauter Schrei aus rauher Kehle — noch einer, nun noch einer! Rufen, Getrappel von nägelbeschlagenen Schuhen — es jagte vorüber, rannte, — rannte — — —

„Was ist los?!“ Gisner beugte sich zum Fenster hinaus, so heftig aufgeschreckt, daß seine Knie wankten, sein Herz zitternd den Schlag aussetzte. „Was ist denn?“

Einer der Vorüberstürzenden hielt inne; mit dem Daumen wies er über die Schulter. „Da einer 'rin — 'ne Frauensperson — wir — wir —“ der Mann war atemlos, — „wir wollten die Nacht Löcher hauen ins Eis fors Schleppnetz — 's is so helle — wir sah'n se 'rufflaufen, wir waren jenseit, wir schrien se an, se hörte nich — seh'n Se, Herr Pastor!“ Er drehte sich nach dem See und zeigte mit der ganzen Hand: „Da hat der Jakob schon en Loch gehauen, seh'n Se, mitten druf — seh'n Se, wie helle?! Da stand se, da kniete se hin — da rutschte se rin.“ In weißem Rauch kamen die Worte aus dem Mund des Fischers: „Das arme Luder!“ —

Sie klopfen an die nächsten Häuser, sie holten Stricke, Stangen, Leitern. Angstrufe gellten durch die Mondnacht, Hin- und Herfragen, Antworten — lautes Getümmel, wo sonst Friede.

Am Weidengebüsch steht der Pastor, es hat ihn nicht im Haus gelitten; da steht er mit andern und starrt hinaus auf den See, wo die Männer sich abmühen.

Der Flatterschnee ist verweht, blank wie Stahl schimmert das Eis. Die Luft ist schneidend; der nicht zugeknöpfte Ueberzieher des Pfarrers bläht sich im Eishauch, die Kälte dringt bis ins Mark. Die unbedeckten Haare versilbern sich mit Reif, und doch ist die Stirn heiß, glühend zum Zerspringen.

Gisner hält sich fest am Weidengebüsch, ohne Stütze kann er nicht stehen, eine furchtbare Angst hat ihn mit Zittern befallen. Seine Lippen beben.

„Wer is es — wer? Weiß es keiner? 'ne Frauensperson sagen se — wer?!“ In schreckensvoller Neugier raunen sich's die Leute zu.

Einer weiß es. Ihm bleibt kein Zweifel.

Er späht mit Augen, die aus den Höhlen quellen; er fühlt die bereiften Stecken des Weidengebüsches wie Totenfingern in seiner Hand — der Mond scheint — ein runder Ball, dunkelgelb, glanzvoll — jetzt steht er mitten überm See, seine Strahlen glitzern hinab ins dunkle Wasserloch und wühlen und bohren und fassen tiefer und tiefer.

Die Männer stoßen mit Stangen und schreien sich zu.

Die Strahlen wühlen und greifen und zerren, sie zerren was herauf — triefend, funkelnd steigt's aus dem Wasserloch — an den Gliedern rinnt's nieder — Silberregen sprüht — schlaff hängen die Arme — nun breiten sie sich.

Mondglanz überall, Mondglanz in grausamer Helle. Langsam sinkt die goldene Scheibe nieder — die triefende Gestalt trägt sie ums Haupt — Thränen rinnen nieder, Thränen.

Um die Stirne windet sich die Dornenkrone — Blut rinnt nieder, Blut.

Die Rechte hebt sich, ihre Wundenmale sind geöffnet — Blut, Thrämentropfen — der Zeigefinger streckt sich aus, mahnend, drohend — — —

Sehen sie's denn nicht alle? Hören sie nicht alle die göttliche Stimme, die zürnend spricht:

„Siehe, ich komme!“

Du hast mich nie verstanden!“

Mit gellendem Aufschrei bricht Pastor Gisner zusammen; er ist ohnmächtig. Sie tragen ihn neben der Ertrunkenen fort.

Die Einsiedelei.

Wie liegst du da so traut am Waldesrand
Einsiedelei, von Tannen kühl umrauscht!
Wo ich so oft der Vöglein Sang gelauscht,
Träum' ich im Moos und schau' ins weite Land!

Mir über'm Haupte weht der Abendwind
Im Lindenbaum; auf seinen Schwingen
Sieht leis' vom Dorfe her das Klingen
Der Abendglocken sanft und lind!

Auf Wald und Wiesen andachtsvolle Ruh' —
Weißdustig hebt ein Nebelschleier
Sich aus dem Röhrich dort im Weier —
O Bild des Friedens, traute Hütte du!

Dr. A. Zimmermann, Verlfen.